

Aura Heydenreich und Klaus Mecke

Physik und Ethik

Juli Zeh im Dialog zu »Schilf«

MECKE: *Frau Zeh, »Schilf« scheint mir keine Kriminalgeschichte zu sein, wie es im Klappentext steht, sondern ein Roman über die moralische Frage nach Verantwortung. Letztlich geht es um Physik, Wissenschaft und Moral. Ein Dauerbrenner. Wie sind sie zu diesem Thema gekommen?*

ZEH: Das ist schwierig zu sagen, weil es keinen griffigen Auslöser gab, aber es gab doch mein jahrelanges Interesse an diesem gesamten Themenkreis, angestoßen vor allem durch meinen Bruder, der schon immer ein Hobby-Physiker war. Er hatte Physik als Leistungskurs in der Schule und wollte das studieren, hat das Studium aber nach zwei Semestern wieder abgebrochen, weil es ihm dann doch zu anstrengend wurde und weil er – so ähnlich wie ich auch – sich im Grunde eher für die Philosophie der Physik interessierte und nicht so sehr für das echte, naturwissenschaftliche Physikalische. Wir haben gern an rotweinseligen Abenden unsere Gedanken schweifen lassen und auf mich hat der Gedanke eine starke Faszination ausgeübt, dass die Physik vielleicht in Wahrheit die Wissenschaft ist, die im zwanzigsten Jahrhundert auf unbemerkte Weise angefangen hat, die Aufgabe der Philosophie zu übernehmen. Die letzten Fragen werden heute eigentlich gar nicht mehr von der Philosophie gestellt, die Philosophie ist so pragmatisch und kleinteilig geworden. Sie sieht ihre Aufgabe immer noch darin, zu schreiben, was Immanuel Kant gesagt hat oder was Martin Heidegger geschrieben hat, aber eben nicht mehr darin, selbst tatsächlich aktiv zu versuchen, das Terrain zu beackern. Und das ist vielleicht heute eher die Physik, die das macht.

MECKE: *Und dann lassen Sie Sebastian sagen: »Deshalb sei die Physik vor allem eine Dienerin der Philosophie«? (Schilf, 31; im Folgenden: S)*

ZEH: Ja, meine Figuren sagen ja nicht immer das, was ich denke. (*lacht*) Das ist nicht meine persönliche Meinung, ich würde gar nicht versuchen wollen, zwei Wissenschaften gegeneinander in einem Konkurrenzverhältnis auszuspielen.

MECKE: *Wie haben Sie die physikalischen Hintergründe recherchiert? Nach einer Selbstauskunft in einem »Spiegel«-Interview vom 13. Oktober 2007 haben sie Physik in der Schule gleich abgewählt, haben keine Begabung für Mathematik, kennen persönlich keine Physiker und wissen daher nicht, wie und worüber Physiker in Ihrer Community reden.*

ZEH: Na ja, eigentlich habe ich mir das ausgedacht – und danach haben Sie die Fehler rausgefiltert. Ich kenne tatsächlich keine Physiker, auch nicht im weiteren

Bekanntenkreis. Als ich angefangen habe, das Buch zu schreiben, hätte ich mich gerne an Physiker gewendet. Man weiß ja schon, dass es in jeder Berufsgruppe auch einen gewissen Slang gibt, einen Jargon. Worüber spricht man als Physiker eigentlich so? Gar nicht unbedingt aufs Fachliche bezogen, aber es hat schon immer eine gewisse Eigenheit, wenn man ›unter sich‹ ist, das weiß ich von den Juristen und von den Autoren. Da gibt es zum Beispiel Themen, die immer wieder aufkommen. Und das war mir alles völlig unvertraut, deswegen fühlte ich mich auch sehr unsicher. Aber das habe ich schon öfter so gemacht, dass ich über Dinge schrieb, von denen ich eigentlich keine Ahnung hatte, und mir das erst mal nur vorstellte. Ich versuchte einfach, mich in die Situation hineinzudenken, sie zu erfinden und dann nachher zu überprüfen. Da waren Sie wirklich der Einzige, der dafür Sorge getragen hat, dass es keine größeren Schnitzer gibt, ich hatte sonst niemanden. Keine Anschauung und keine andere Korrektur.

MECKE: *Keine andere Korrektur?*

ZEH: Nein. Das war ganz lustig: Als das Romanmanuskript fertig war und es, nach dem Gutheißen meines Mannes, dem Verlag zugestellt wurde, habe ich vom Verlag erst mal tagelang nichts gehört. Das war untypisch und für mich eine harte Zeit. Ich wurde auch sauer, weil das ein kleiner Verlag ist und ich deren wichtigste Autorin bin – und das sage ich jetzt frei von Eitelkeit, das ist einfach ein Fakt: Sie reagieren normalerweise sofort. Wenn ein neuer Roman von mir kommt, ist das für sie wichtig. Ich dachte, sie finden das Manuskript schlecht, und habe mich darauf vorbereitet, dass es jetzt zu Problemen kommt. Hinterher wurde mir dann von Verlagsmitarbeitern zugetragen, dass diese Tage damit verbracht wurden, dass der Verleger wie ein aufgeschrecktes Huhn durch den Verlag rannte und schrie: ›Wir brauchen einen Physiklektor! Wir brauchen einen Physiklektor!‹ Er hatte sich einfach völlig überfordert gefühlt, vieles nicht verstanden und den Eindruck gehabt, das sei außerhalb seiner Kontrollmöglichkeiten. Was ich verstehen kann, es war ja auch außerhalb meiner.

KÖBNER: *Gab es später Beschwerden wegen Ihrer Ausführungen über die Physik?*

ZEH: Es gab keine richtigen Beschwerden, obwohl ich davor lange Angst hatte, weil ich große Ehrfurcht habe vor der Arbeit anderer Leute und vor Wissensgebieten, in denen ich mich nicht auskenne. Dieses ›Wildern‹ genieße ich zwar einerseits, aber andererseits, wenn es wirklich in Stein gemeißelt, also im Buch steht, möchte ich auch nicht, dass das Leute verletzt. Ich kenne das von mir selbst, ich kann als Juristin eigentlich keine Krimis genießen! Ich halte es nicht aus, wenn ich sehe, wie das Rechtssystem oder das Polizeiwesen im Krimi dargestellt werden, das regt mich auf, weil es sachlich falsch ist. Das finde ich dann auch respektlos gegenüber der Sachlage und das wollte ich nicht, deshalb hatte ich davor Angst. Aber ich habe eigentlich eher das Gegenteil erlebt. Ich fand

das anrührend und überraschend, denn ich habe schon sehr viel Feedback von Physikern bekommen, und die haben eher gesagt: Wir finden es schön, dass überhaupt mal jemand versucht, sich mit unserem Fach zu beschäftigen.

Die waren so begeistert davon, dass ein Fachfremder vorbeikommt, dass die sowieso bereit waren, mir jeden Fehler zu verzeihen, weil sie von der bloßen Tatsache, dass sich jemand für die Physik interessiert, erfreut waren. Und das fand ich einerseits natürlich toll, das war ja ein nachträglicher Freibrief. Aber andererseits fand ich es auch ein bisschen gruselig, weil das ja heißt, dass eigentlich die Wissenschaft selbst das Gefühl hat oder die Wissenschaftler allgemein das Gefühl haben, komplett in der dunklen Ecke zu operieren und von außerfachlichen Personen wenig wahrgenommen zu werden. Und das so sehr, dass sie einen Schriftsteller wie die Taube am Horizont begrüßen: ›Juhu! Jemand sieht uns!‹ Und das fand ich eigentlich erschreckend.

MECKE: *Aber das scheint so zu sein, wenn selbst der Lektor im Verlag plötzlich so in Panik gerät und offensichtlich zum ersten Mal mit Physik konfrontiert wird.*

ZEH: Ja klar, man hat ja auch große Berührungsängste. Die Physik ist ja auch eine sehr ehrfurchtgebietende Wissenschaft, weil sie sich erst mal für den Laien unzugänglich präsentiert. Was aber auch daran liegt, dass sie, finde ich, medial zu wenig vermittelt wird. Die Dinge, um die es geht, wären schon vermittelbar, aber man muss eine Sprache dafür finden, die verständlich ist.

HEYDENREICH: *Haben Sie selbst recherchiert und sich mit den physikalischen Theorien, die im Roman behandelt werden, auseinandergesetzt?*

ZEH: Ein bisschen, klar, natürlich! Aber auf eine Art und Weise, das darf man eigentlich gar nicht sagen: völlig oberflächlich. Ich habe im Internet gegoogelt und Texte gesucht, die ich verstehen konnte, was ja nicht immer der Fall ist. Ich hatte keine Chance, das, worüber ich schrieb, zu durchdringen, das war mir unmöglich. Man kann das ohne den mathematischen Formalismus ja gar nicht verstehen. Man ist darauf angewiesen, auf einer metaphorischen Ebene nachzudenken und man ist sich auch darüber bewusst, dass man der eigentlichen Sache dadurch nicht nahekommt. Zugleich finde ich das auch gar nicht so ungewöhnlich, weil man letztlich immer metaphorisch unterwegs ist, wenn man über Dinge spricht, selbst, wenn sie nicht so komplex sind wie die Physik. Einerseits habe ich gedacht, ich habe alles Recht, hier als Dilettant rumzuschnüffeln, andererseits hatte ich aber das Gefühl, es ist eigentlich unseriös, was ich da mache. Und schlussendlich habe ich mich dann dafür entschieden, das Recht zu haben, das zu tun. Aber wenn man sich meine Recherchen so angeguckt hätte, hätte man Wikipedia und Ähnliches gesehen. Ich habe auf oberflächlichstem Surfniveau versucht, das abzugreifen, was ich verstehen konnte, und mir daraus das zusammenzubauen, was ich brauchte.

MECKE: *Sie haben es sozusagen wie Schilf gemacht: Die Titel gesucht, in denen man viele bekannte Worte findet?*

ZEH: *(lacht)* Ja, genau. Anders geht das wahrscheinlich gar nicht, es sei denn, man ist Physiker und schreibt selbst ein Buch. Gibt es eigentlich zur Zeit jemanden? Einen Physiker, der ein Buch geschrieben hat?

HEYDENREICH: *Ulrich Woelk, Thomas Lehr, der aber nicht Physiker, sondern Biochemiker ist.*

ZEH: Ja, stimmt. Der ist ja auch wirklich einer der wenigen, der mit dem Buch »42« versucht hat, in diese Richtung zu gehen, was mir auch gut gefallen hat. Ich habe das Buch wirklich gerne gemocht!

Physik und Ethik, Wissenschaft und Moral

MECKE: *Welche Problemkomplexe sind Ihnen bei der Konzeption des Romans wichtig gewesen? Der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Moral oder die Erkenntnisprozesse, die durch Quantentheorie problematisiert werden? Beide sind im Roman angelegt.*

ZEH: Ich wollte mich damit beschäftigen, weil ich fasziniert war von einer Parallellität, die ich glaubte entdeckt zu haben, zwischen dem Beobachter, der in der Quantenphysik die Rolle eines Einwirkenden bekommt, und dem, was die Erkenntnistheorie genau dazu sagt, und zudem habe ich mir die Frage gestellt, was angesichts dessen die Rolle des Erzählers in einem Roman ausmacht.

Da war erst mal die Faszination für eine sehr vage und vor allem metaphorisch begriffene Konstellation, die ja letztlich eine ganz große Menschheitsfrage beinhaltet: Was können wir über die Wirklichkeit wissen? Gibt es eine objektive Wirklichkeit, über die wir etwas wissen können? Oder sind wir als Subjekte immer mitverantwortlich für die Erschaffung dieser Wirklichkeit? Und daraus folgen dann auch tatsächlich diese Fragen nach Moral und Verantwortung, mit denen ich mich auch generell, auch jenseits von diesem Buch, viel beschäftigt habe. Ich persönlich neige zu der Auffassung, dass es eine objektiv erkennbare Realität nicht gibt, sondern dass wir immer in der Subjektivität der Beobachtung gefangen sein werden. Und wenn man davon ausgeht, ist es interessant, danach zu fragen, auf welcher Grundlage dann eigentlich Moral oder Verantwortung stattfinden soll. Deswegen ist das in »Schilf« auch in dieser Konstellation mitverarbeitet, dass im Grunde Sebastian und Oskar an diese Frage ganz konkrete ethische Konsequenzen knüpfen. Sie sagen im Prinzip: Wenn wir jetzt tatsächlich davon ausgehen, dass es nicht nur eine Realität gibt, sondern möglicherweise sogar parallel geschichtete Realitäten, wenn es sowieso keine Grundlage gibt, auf der wir uns ver-

ständigen können, wer sagt uns dann überhaupt noch, dass wir für irgendeine Art von Handeln verantwortlich sind? Das ist das, womit ich mich beschäftigt habe, aber ich wollte das nicht so offenlegen. Wenn überhaupt, dann drückt sich da vielleicht nur eine persönliche Meinung aus, die ich generell zu dieser Frage von Moral und Verantwortung habe. Diese kann aus meiner Sicht nur so gelöst werden, dass man am Ende zu dem Schluss kommt: Ganz egal, wie wir die Prämissen beantworten – erfülltes menschliches und soziales Leben ist immer nur möglich, wenn man Verantwortung übernimmt. Ganz egal, worüber man davor alles nachgedacht hat: Das muss das Ergebnis sein. Deswegen ist es im Buch natürlich auch so, dass letztlich diese Auffassung gewinnt, dass das Negieren von Verantwortung nicht belohnt wird, weil das meine persönliche Meinung ist. Aber auch das wollte ich nicht in Form des Zeigefingers transportieren.

MECKE: *Es ist ja offensichtlich, dass Oskar scheitern muss.*

ZEH: Ja, das ist ja auch klar! Es gibt, glaube ich, wenige Menschen, die für totale Morallosigkeit und totale Verantwortungslosigkeit plädieren würden. Es gibt viele, die das leben, aber wenige, die das tatsächlich verlangen würden.

Das physikalische Experiment als literarische Versuchsanordnung

MECKE: *Die Vogelperspektive ist Ihnen wichtig: Am Anfang und Ende sieht man Freiburg vom Flugzeug aus, Schilf mit seinem Vogelei im Kopf. Die Vögel scheinen auch Beobachter zu sein, »denn immer war einer von uns dabei« (S, 7), wie es im Prolog heißt, und: »Täglich senden Wald und Berge eine große Menge Vögel in die Stadt, mit dem Auftrag, über die neuesten Ereignisse zu berichten.« (S, 9) Am Ende verabschiedet Schilf seinen Kopf-Beobachter und ein Vogel steigt auf. Warum sind Ihnen Vögel in diesem Roman so wichtig?*

ZEH: Da man ja auch tatsächlich im Deutschen ›Vogelperspektive‹ sagt, war es eine naheliegende Idee, das auch so zu bauen. Das ist auch der große formelle Überbau der Geschichte geworden. Die Vögel, die über der Stadt kreisen und die Geschichte erzählen, haben im Kopf des Kommissars einen Ableger, der wiederum wie der Beobachter eines Experiments ist und das Geschehen mitbeeinflusst.

HEYDENREICH: *Das physikalische Experiment als literarische Versuchsanordnung wird gleich auf den ersten Seiten von »Schilf« referiert. Hat Sie bei der Konzeption des Romans beschäftigt, inwiefern physikalische Prinzipien den narrativen Strukturen des Romans zugrunde liegen können?*

ZEH: Klar! Das ist natürlich immer reizvoll und auch, glaube ich, generell ein menschliches Bestreben. Die ›Theory of Everything‹ ist etwas, wonach Menschen sich generell sehnen, weil sie einfach gerne alles auf einen Nenner bringen würden. Es ist für uns schwierig, die Tatsache auszuhalten, dass wir umgeben sind von einer unfassbaren Komplexität der Dinge, die wir niemals im Einzelnen durchdringen werden. Daraus resultiert der Wunsch danach, zu sagen: Es lässt sich alles auf Prinzipien reduzieren. Am Ende haben wir vielleicht nur noch eine einzige Formel, aus der man all das ableiten kann. Das ist, glaube ich, eine große Sehnsucht in uns. Und diese ›Theory of Everything‹, als Metapher begriffen, wäre bei »Schilf« für mich der Versuch gewesen, wieder alles auf diese Idee zu reduzieren, dass man die Welt letztlich aus einer Erzählperspektive erklären kann. Das, was der Erzähler macht, das, was der Beobachter macht, ist letztlich Gott, der in dieser Perspektive steckt. Gott ist derjenige, der sagt: »Am Anfang war das Wort, dann erzählte ich euch die Welt.« Und er schuf sie dadurch. Darin sieht man die Größe dieser Idee. Sie ist in der Lage, das ganze Universum in sich aufzunehmen und das ist generell natürlich reizvoll: Parallelen zu schaffen, die es hinterher so aussehen lassen, als könnte man alles mit einer Struktur erklären. Das macht Spaß. (*lacht*) Man kann vielleicht wenig Nützliches daraus ableiten, aber es gibt einem eine tiefe Befriedigung.

HEYDENREICH: *Aber dann merkten Sie, glaube ich, ziemlich schnell, dass die Interpretationen der Quantentheorie der Idee der ›Theory of Everything‹ geradezu widersprechen, weil eben nicht so leicht alles auf einen Nenner zu reduzieren ist. Sie hatten gesagt, dass Sie nicht nur der physikalische Inhalt, sondern auch die epistemologischen Deutungen der Quantentheorie interessieren. Werden die Deutungen der Quantentheorie dafür eingesetzt, um den Plot glaubwürdig zu machen? Wieso werden die verschiedenen Interpretationen der Quantentheorie ausgerechnet in dieser Weise den Figuren zugeordnet und wieso werden aktuellere Deutungen oder zum Beispiel die Dekohärenz nicht erwähnt?*

ZEH: Weil ich es simpel brauchte! Ich brauchte einen möglichst klar bipolar aufgespreizten Antagonismus für die Figuren. Das Erzählen von Geschichten hat einfach auch Gesetzlichkeiten, denen man gehorchen muss. Zum einen, weil man die Leser nicht überfordern darf, und zum anderen, weil man auch aufpassen muss, dass es, damit es gute Literatur bleibt, nicht kippen darf zwischen dem Versuch, der Theorie gerecht zu werden, und dem, was das Narrativ in sich trägt. Und da ist es unheimlich wichtig gewesen – glaube ich nach wie vor und ich würde es auch jederzeit wieder so machen –, dass Sebastian und Oskar möglichst einfach aufgeteilt, bis hin zum Holzschnittartigen, Vertreter ihrer Positionen sein müssen. Ich glaube, dass sonst die Geschichte in sich zerbröselt wäre. Das geht ja so weit, dass ich Oskar dunkelhaarig entworfen habe und Sebastian blond. Die sind ja in

jeder Hinsicht so klar voneinander geschieden! Ich glaube einfach, dass es sonst nicht möglich gewesen wäre, zwischen den beiden ein Spannungsverhältnis aufzubauen, das die Handlung trägt. Da müssen ja auch Psychologien bedacht werden, das allein ist schon schwierig! Wenn man sich die Figuren wirklich anguckt und deren Motivationen hinterfragt, dann ist das psychologisch natürlich nicht besonders glaubwürdig, wenn man es mal wirklich so nimmt, wie es da steht. Das ist dem Buch auch vorgeworfen worden, zu Recht! Man muss schon mit sehr viel Geduld und Bereitschaft an das Buch rangehen und es so annehmen, wie es ist, weil man ansonsten immer nur sagen würde: Es ist einfach nur wahnsinnig konstruiert! Was es ja auch ist.

HEYDENREICH: *Das ist Literatur doch immer, mich stört das nie. Ob man es durchscheinen lässt oder nicht: Das ist vielleicht die große Kunst.*

ZEH: Ja, ich hätte es lieber weniger durchscheinen lassen. Aber es war bei dieser Grundkonstellation einfach sehr schwierig, die Schrauben zu kaschieren.

MECKE: *Literatur ist sicherlich eine Möglichkeit, parallele Welten zu schaffen und parallele Erzählstränge zu führen. Literatur kann Gedankenexperimente treiben und fragen, was wäre wenn? So basiert die Handlung des Romans wesentlich darauf, dass es parallele Welten vor allem in der Wahrnehmung gibt. Die akustische Täuschung, die dem Roman zugrunde liegt, führt zu solchen parallelen Wirklichkeiten, in denen Sebastian etwas anderes meint als Oskar. Erstaunlich wenig wird im Roman aber mit den parallelen Quantenwelten gespielt, mit Überlagerungszuständen, mit dem durch Beobachtung induzierten Kollaps von Wellenfunktionen. Warum?*

ZEH: Ja, auch da habe ich ein bisschen Respekt davor gehabt, wie viel den Lesern da wirklich zuzumuten ist. Als ich überlegt habe, wie ich die Handlung baue, um das alles anklingen zu lassen, da hätte man natürlich noch viel weiter gehen können und noch schöne Möglichkeiten gehabt. Aber ich glaube, das wäre dann zuviel geworden, auch erzählerisch. Ich bin mir nicht richtig sicher, ob das in dem Umfang und in dem Rahmen und mit all den anderen Dingen, die ich eben auch noch stattfinden lassen wollte, noch gegangen wäre. Ich hatte schon den Anspruch, ein Buch zu schreiben, was einigermaßen voraussetzungslos von jedem lesbar ist, das alles, was man an Infos braucht, selbst mitbringt. Und man kann nicht voraussetzen, dass jemand weiß, was eine Wellenfunktion ist. Da muss man erst mal hundert Seiten Erklärung schreiben, bevor jemand danach einen kleinen Witz versteht. Da kann man nicht drauf aufsetzen. Das ist nicht Allgemeinbildung. Das wird auch an Schulen nicht unterrichtet, soweit ich weiß, zumindest bei uns nicht.

Genrekombination zwischen Wissenschaftsthiller und Kriminalroman

HEYDENREICH: *Und dann ist der Roman zu einer Art von hybrider Genrekombination zwischen Wissenschaftsthiller und Kriminalroman geworden. Wir haben uns über die Kriminalromanstruktur lange Gedanken gemacht und wir nehmen sie dem Roman nicht so ganz ab. Dient diese Krimistruktur der Behandlung physikalischer Themen oder werden die physikalischen Themen auch dafür genutzt, um den mysteriösen, etwas konstruierten Plot des Romans etwas glaubwürdiger zu machen?*

ZEH: Das ist Zufall. Ich habe zu dem Zeitpunkt, als ich so vage angefangen habe, über den Roman nachzudenken, den unheimlichen Wunsch verspürt, einen Kommissar auftreten zu lassen. Das ist schwer begründbar. Der erschien mir sozusagen irgendwann, übrigens schon mit dem Namen ›Schilf‹ versehen. Das hatte ich davor auch noch nie, zudem mit diesem seltsamen Namen, den ich auch gar nicht weiter erklären kann. Ich hatte sozusagen die Idee in Form einer Figur, die da relativ unvernetzt einfach stand, und es war klar, wie er hieß, und es war klar, er war Kommissar, und ein gewisses visuelles Bild hatte ich auch schon und irgendetwas an dem hat mich fasziniert.

Es ist nun mal so: Wenn du einen Kommissar hast, kannst du schreiben, was du willst, es wird immer ein Krimi sein. Das ist vor allem in Deutschland so. Du brauchst nur einen Kommissar auftreten lassen, dann ist es sowieso ein Krimi, selbst wenn niemand stirbt und auch sonst eigentlich nichts Genremäßiges vorkommt, es wäre ohnehin einer geworden, das ist einfach ein Schlüsselreiz. Und so dachte ich mir: Gut, jetzt hab ich den Kommissar, warum nicht einfach mal mit so ein paar Genre-Sachen dann auch tatsächlich arbeiten?

In den Romanen, die ich davor geschrieben habe, war es auch schon in gewisser Weise um Fälle gegangen, und man hätte die auch schon ›Thriller‹, ›Krimis‹ oder wie auch immer nennen können – das war vielleicht nur weniger offensichtlich, weil eben kein Kommissar darin vorkam. Und dann hab ich gedacht: Na, warum nicht? Jetzt gibt es einen Kommissar, dann gibt es auch ein paar Polizisten ... Das hätte man ja gar nicht gebraucht, man hätte die ganze Sebastian-und-Oskar-Geschichte auch ohne Schilf und ohne diese Ermittlungen genauso schreiben können, das wäre überhaupt nicht wichtig gewesen.

MECKE: *Aber ab der Hälfte des Romans treibt Schilf doch die Handlung voran! Das ist doch dramaturgisch wichtig!*

ZEH: Das schon, aber das hätte man auch anders machen können. Den Kommissar hätte es nicht notwendig gebraucht. Dass er so spät kommt, zeigt ja schon, dass er in dem Plot nichts zu suchen hat. Ich habe dann angefangen, mich mit der Physik-Sache zu beschäftigen, und da stand die Geschichte um Sebastian und

Oskar viel mehr im Vordergrund. Dann wartete da aber noch der Kommissar, um den ging es ja eigentlich, und so ist der dann irgendwann, ziemlich spät, noch in das Buch reingefahren. Das ist wirklich eher so, dass da zwei Sachen, die mich gleichermaßen interessiert haben, von mir gewaltsam zusammengebracht worden sind. Das hatte nichts miteinander zu tun.

MECKE: *Das wundert mich jetzt, denn Schilf ist ja wirklich die zentrale Figur, die Titelfigur. Und Sie meinen, es wäre auch ohne ihn gegangen?*

ZEH: Ja klar! Für mich ist er auch die zentrale Figur! Aber für die Handlung ... Man hätte die Geschichte um Sebastian und Oskar über Physik und Moral und Verantwortung auch ohne Schilf schreiben können. Ich nicht! Das war nicht mein Wunsch, aber es wäre gegangen. Ich meine jetzt, rein von den narrativen Konstruktionen her.

MECKE: *Ja, aber diese Figur Schilf hätte man auch ohne die Physik schreiben können, ohne Oskar und Sebastian!*

ZEH: Ja!

HEYDENREICH: *Das Interessante dabei ist, dass der Krimiplot zwar angedeutet, aber nicht so wichtig ist. Der Roman ist meiner Ansicht nach nicht auf den Krimiplot hin, sondern geradezu gegen den Krimiplot zu lesen. Denn Schilf verhält sich dann letztlich doch nicht wie ein Kommissar, sondern versucht mit diesem Habitus genau das zu machen, was Kommissare üblicherweise nicht tun. Er als Ermittler hat den Mörder identifiziert, sieht aber zu, ihn vor der Polizei und vor allem vor sich selbst zu schützen.*

ZEH: Absolut! Er ist ja wirklich ein Anti-Kommissar. Nichts verbindet ihn eigentlich mit den echten Kommissaren. Ich bin auch nicht unglücklich mit dieser Konstellation, ich will nicht sagen, dass das Buch in irgendeiner Art und Weise daran krankt. Ich weiß einfach noch sehr genau, wie sich das beim Schreiben angefühlt hat: Ich hatte die Physik und ich hatte einen Kommissar. Und jetzt bring die Sachen mal zusammen!

Beobachtung als Erkenntnisperspektive

HEYDENREICH: *Die Literatur leiht sich den Darstellungsmodus des wissenschaftlichen Protokolls aus, um das explizit darzulegen, was der literarische Text ohnehin schon leistet: die Beobachtung der Beobachtung. Oder das Aufzeigen dessen, was die Figur, während sie handelt, nicht beobachten kann. Insofern ist auch der Krimiplot nichts anderes als ein komplementärer Teil der Versuchsanordnung, die nicht physikalisch, sondern literarisch ist und die durch die Mittel der Physik zeigt, wie Literatur funktioniert.*

ZEH: Genau!

MECKE: *Beobachtung ist sicherlich ein zentrales Thema, »Schilf« ist auch ein Roman über das Beobachten und die Wahrheit hinter dem Scheinbaren. Dafür stehen für Schilf der Schmetterling und die Vogelperspektive. Sehen sie Parallelen oder eher Unterschiede in der Art, wie Kriminalkommissare beobachten und wie Physiker beobachten und analysieren?*

ZEH: Ja. Den Unterschied würde ich doch sehr stark darin sehen, dass die beobachtende Physik heute ja nur noch eine messende sein kann, oder? Also, korrigieren Sie mich, wenn das nicht stimmt, aber es gibt ja eigentlich nichts, was man noch mit Augenschein entdecken könnte. Sie werfen auch keine Kugeln mehr von Tischen oder Äpfel von Bäumen oder was weiß ich, was man früher so gemacht hat. Das ist ja gerade das, was es der Physik so schwer macht, noch im Diskurs vorzukommen, glaube ich. Zum Beispiel so ein Teilchenbeschleuniger: Erklär mal den Leuten, dass das ein Fernrohr ist! Das ist, doch schwer nachzuvollziehen: Ich glaube nicht, dass das noch als Beobachtung empfunden wird, obwohl es das letztlich schon ist.

Dennoch würde ich auch sagen: Das ist etwas völlig anderes als die Beobachtung, die ein Kommissar anstellt, weil der mit den natürlichen Sinnen und durch das Gespräch mit Menschen versucht, eine Wahrheit zu konstruieren. Das ist schon etwas anderes, als wenn eine Maschine, die nur von tausenden von Menschen überhaupt beherrscht werden kann, das Instrument der Beobachtung ist. Ich glaube, dass das durchaus wesenhaft verschieden ist.

MECKE: *Das empfinde ich gar nicht so. Wir haben auch unsere Bausteine, die wir zusammensetzen und umsortieren müssen, und wir haben immer ein Rätsel. Ich spreche jetzt als Theoretiker. Der Experimentalphysiker wäre da bestimmt viel handwerklicher unterwegs als ein Theoretiker, der einfach nur Fakten beobachtet, die sich widersprechen, die nicht zusammenpassen...*

ZEH: Das ist genau das, glaube ich, was sich keiner mehr richtig vorstellen kann, was schade ist. Man kann sich nicht vorstellen, was ein Physiker wirklich macht! So gesehen würde ich auch sagen, dass da eine gewisse Ähnlichkeit zum Kommissar gegeben ist.

MECKE: *Deshalb fand ich das auch sehr plausibel: Diese zentralen Figuren, den Kommissar und die Physiker, über das Thema der Beobachtung miteinander zu verknüpfen, das fand ich eigentlich schlüssig.*

ZEH: Ja, weil es letztlich, wie gesagt, auch auf die mich faszinierende Frage hinausläuft: Gibt es überhaupt etwas zu Beobachtendes in objektiver Hinsicht? Oder drehen wir uns alle mit unseren Instrumenten und Sinnen um etwas herum, was immer im Unklaren bleiben wird?

HEYDENREICH: *Wir sprachen von verschiedenen Modi der Beobachtung durch die Physiker und durch den Kriminalkommissar. Ich glaube, dass es für den Roman auch sehr wichtig ist, dass die Literatur ein Medium der Beobachtung ist, und zwar der Beobachtung dessen, was normalerweise nicht beobachtet werden kann. Der Leser kann wahrnehmen, was die Figuren im Einzelnen – während sie agieren – nicht sehen können, und das trägt zur Selbsterkenntnis bei. Ich glaube, dass Schilf in dieser Hinsicht eine sehr interessante Figur ist. Schilf ist die einzige Figur, die sich der reflexiven Funktion der Beobachtung bewusst ist und aus dieser Position heraus auch reflektieren kann, was den anderen Figuren bei mangelnder Selbstbeobachtung entgeht. Ist er der eigentliche Experimentator und nicht Oskar? Der Zeuge zum Beispiel, der im Kriminalplot überhaupt keine Rolle spielt, taucht hier als Nabokov-Figur, als Schmetterlingssucher auf und gibt Hinweise darauf, dass die Figuren vielleicht Teil einer experimentellen Anordnung, eines fiktiven Szenarios sein könnten.*

ZEH: Ich glaube, dass mindestens neunzig Prozent der Leser sich an den Augenzeugen, an den Schmetterlingssucher, nicht erinnern können, sie nehmen die Figur überhaupt nicht wahr. Da muss man sich also schon sehr gut auskennen, um das zu merken. Und die Leser werden auch gar nicht so weit denken, dass sie sagen: Huch! Das ist ja voll Anti-Krimi, was hier passiert! Da überschätzt und überfordert man, glaube ich, auch die Leser. Das ist aber auch nicht schlimm! Es wird so unterschiedlich gelesen. Jeder liest ein anderes Buch, und es gibt tatsächlich auch Leser, aus deren Reaktion ich weiß, dass sie den Roman einfach als Krimi gelesen haben. Die finden das Ende dann nicht so gelungen, und das ist es auch, das gebe ich auch zu. Das ist nicht besonders gelungen. Aber dafür, dass sie das als Krimi gelesen haben, waren sie eigentlich trotzdem recht zufrieden mit dem Plot und der Geschichte. Und dann gibt es wieder andere, die lesen von einem philosophischen Standpunkt aus. Die interessiert überhaupt nicht, was da für Kommissare vorkommen. Und Leute, die sich sehr gut auskennen mit Literatur, verstehen dann eben auch so kleine Anspielungen. Das ist ein typischer Autorenwitz. So etwas macht mir beim Schreiben einfach unglaublichen Spaß. Ich kann mich daran wahnsinnig delectieren und das macht mir große Freude, aber ich erwarte nicht, dadurch eine Botschaft zu senden. Das ist wirklich eher ein selbstbezügliches Spiel. Es ist natürlich schön, wenn es jemand auffängt, aber ich weiß schon, dass man sowas in dem Moment für sich selbst macht. Ich bin völlig einverstanden damit, wenn jemand an dem Buch Dinge interessant findet, die ich vielleicht noch nicht mal bemerkt habe. Das ist gerade das Wunderbare an Literatur, dass das funktioniert.

HEYDENREICH: *Vladimir Nabokov spielt auch mit dem Wechsel der narrativen Ebenen, mit metaleptischen Transgressionen, sodass der Autor als fiktive Figur selbst in*

der fiktionalen Welt erscheint. Ihr Roman fokussiert auf das mangelnde Bewusstsein der Figuren für das Problem der ›Beobachtung der Beobachtung‹. Könnte deshalb die Stellung Oskars oder Schilfs als diejenige, die mit der Versuchsanordnung spielen, mit der Stellung des Autors parallelisiert werden? Sodass der Autor sich in die Karten gucken lässt und zeigt, was er tut, wenn er literarische Werke konzipiert, und dabei stets bewusst die Künstlichkeit der Versuchsanordnung durchscheinen lässt? Deshalb der doppelte Verweis des Schmetterlingssuchers – einmal an Sebastian, der nichts versteht, einmal an Schilf, der die Situation Sebastians durchschaut?

ZEH: Im Grunde ja. Wobei ich dann sagen würde, das geht darüber hinaus, wie Literatur funktionieren kann. Im Grunde könnte man auch umgekehrt sagen, dass Schilf behauptet, dass das, was wir als unsere normale Welterfahrung betrachten, auch nichts anderes ist als Literatur. Man könnte es auch umdrehen und sagen, dass das Buch eigentlich die Grenze zwischen Realität und Fiktion erforscht und diese Grenze auch negiert. Von daher ist das sowohl eine Studie darüber, was Literatur eigentlich vermag, aber es ist auch – und das hat mich fasziniert – eine Studie darüber, was Erkenntnis eigentlich bedeutet. Gibt es Erkenntnis ohne Erschaffen? Das war eigentlich meine Frage. Gibt es Erkenntnis als eine Einbahnstraße? Ich, der ich hier sitze und passiv beobachte, und auf mich strömt etwas ein, was ich beobachte, und daraus gewinne ich Erkenntnis? Das ist die Art, wie wir uns Welterfahrung im ersten Moment vorstellen. Ist das tatsächlich so? Oder ist Erkenntnis nicht immer auch ein schöpferischer Prozess, der in Interaktion tritt mit dem, was erkannt wird? Und in dem Moment, in dem man das bejaht – und das tut die Physik ja in gewisser Weise, indem sie eine Interaktivität zwischen Erkennen und Beobachten feststellt –, wenn man das bejaht, dann ist man ja schon an dem Punkt, an dem man sich fragen muss: Gibt es eigentlich tatsächlich einen fundamentalen Unterschied zwischen Realität und Fiktion? Gibt es den überhaupt?

MECKE: *Es gibt eine Widerständigkeit der Welt gegenüber meiner Beobachtung oder meiner Erkenntnis. Sie fügt sich nicht.*

ZEH: Warum?

MECKE: *Ja, das ist für mich wirklich das größte Geheimnis der Natur, dass sie sich nicht meiner Vorstellung oder meiner Fiktion fügt.*

ZEH: Aber so, wie Sie das formulieren, gehen Sie schon davon aus, dass es etwas Objektives gibt, das zu erkennen wäre, wenn es sich nicht dagegen sperren würde.

MECKE: *Ich möchte nicht über ein Ding an sich oder über eine objektive unberührbare Natur sprechen, aber ich empfinde es als Physiker so, dass ich nicht beliebig denken kann oder beliebig experimentieren kann, dass die Natur vielmehr eine Instanz ist, die wirklich antwortet und autonom antwortet.*

ZEH: Aber verlässlich.

MECKE: *Verlässlich antwortet.*

ZEH: Und nicht bis ins Letzte!

MECKE: *Nein.*

ZEH: Das ist dann eben die Frage: Liegt das an der Natur oder liegt das an der Erkenntnisfähigkeit, die wir haben? Und ich würde sagen, es liegt an der beschränkten Erkenntnisfähigkeit. Und ist das überhaupt ein Unterschied? Das ist dann die nächste Frage.

HEYDENREICH: *Denn wer hat jemals vollständige Erkenntnis erlangt?*

ZEH: Ja. Der Autor und Gott, sonst keiner.

MECKE: *Oder der Physiker. (alle lachen) Man muss nur nah genug herangehen, dann sieht man alles.*

Physiker als Kunstfiguren

HEYDENREICH: *Bei der Analyse der Verfahren, mit denen die Physiker-Figuren als fiktive Artefakte angelegt sind, fällt auf, dass der Aspekt der Konsistenz der Figuren außer Acht gelassen wird. Oskar ist theoretischer Physiker, arbeitet an Experimenten im Beschleuniger am CERN und bekennt sich zur »Gültigkeit der Empirie als Erkenntnisverfahren«. (S, 31). Sebastian ist Experimentalphysiker, Nanotechnologe, und überzeugt von den philosophischen Grundlagen der Quantentheorie, er interessiert sich für ihre epistemologischen Deutungen: »Deshalb sei die Physik vor allem eine Dienerin der Philosophie«. (S, 31) Oskar und Sebastian beschäftigen sich in gewisser Weise jeweils mit dem Forschungsgebiet des anderen. Und das, was sie erforschen entspricht jeweils nicht dem Habitus eines Experimentalphysikers oder eines Theoretikers. Wird diese Inkohärenz dadurch aufgelöst, das man annimmt, dass Sebastian und Oskar zwei Facetten einer Forscherpersönlichkeit sind und sich stets im gedanklichen Austausch befinden und gegenseitig ergänzen?*

ZEH: Ja, das ist über Kreuz. Aber das wirft Oskar Sebastian ja auch vor, er bezeichnet ihn als Abtrünnigen und sagt: ›Du bist immer auf meiner Seite gewesen und hast dich dann falsch entschieden.‹ Soweit das psychologisch motiviert ist, ist das ja fast schon wie eine Vater-Sohn-Beziehung. Oskar wirft ihm im Grunde vor, dass er sich nur aus Trotz dagegen positioniert hat, weil er irgendwann gemerkt hat, dass er nie so gut sein wird. Eigentlich sind die Figuren vom Ansatz her nicht wirklich verschieden. Sie sind Abspaltungen einer Person, müsste man eigentlich sagen.

MECKE: *Aus der Sicht von Oskar also wäre die experimentelle Nanophysik eigentlich eine Fluchtbewegung...*

HEYDENREICH: *Wenden wir uns beispielsweise der ersten Begegnung des Kriminalkommissars mit Sebastian zu. Der Kommissar hat zunächst versucht, sich in das Forschungsgebiet Sebastians einzudenken, um seinen Fall zu lösen. Vielleicht ist es ihm dabei nicht so gut gelungen, die Physik zu verstehen, aber es ist ihm gelungen, den Physiker besser zu verstehen, als er sich selbst versteht. Und an dieser ersten Begegnung ist interessant, dass man nicht weiß, ob der Kriminalkommissar gerade einen Angeklagten vor sich hat oder ob er ihn als Zeuge befragt. Tatsächlich spielt der Fall auch keine Rolle mehr, weil das Kind ja schon wieder aufgetaucht ist. Statt als Zeuge durch Schilf befragt zu werden, legt Sebastian ein anderes Zeugnis ab: über die philosophischen Überzeugungen, die seinem wissenschaftlichem Weltbild zugrunde liegen. Teil dieser Überzeugungen ist auch, dass der Zufall nur ein Aspekt tiefer liegender Zusammenhänge ist, die noch nicht vollständig verstanden worden sind. In diesem Kontext spricht er auch von den Menschen als Puppen, die von unbekanntem Drahtziehern manipuliert werden. So liefert er als Figur im Roman alle Elemente, die dem Verständnis seiner eigenen Verwicklung im Plot dienen würden. Doch diese tragen nicht zur Selbsterkenntnis bei. Ist das eine Parodie auf das Wissenschaftlerbild? Oder ist diese Einsicht charakteristisch für den Menschen allgemein, dass das eigene wissenschaftliche Verständnis und die Selbsterkenntnis auseinander streben, statt sich gegenseitig zu bedingen?*

ZEH: *Letzteres. Man kann das bestimmt auch lesen als Parodie auf Wissenschaftlichkeit an sich, das hatte ich aber nicht im Sinn. Die Unfähigkeit des Menschen, Erkenntnis und Selbsterkenntnis zusammenzubringen, ist, glaube ich, etwas vollkommen anthropologisch Konstantes, dafür brauchen wir noch nicht einmal in die Wissenschaft zu gehen. Das ist einerseits eine immer wieder erheiternde, aber letztlich auch total tragische Neigung, von der man – obwohl man weiß, dass es sie gibt – trotzdem nicht ausschließen kann, dass man ihr selbst unterliegt. Das macht die Sache ja noch schlimmer, mir geht es immer wieder so! Man hat sich selbst auch immer im Verdacht, dass das mit dem Alter schlimmer wird. Und das ist tatsächlich so: Die Fähigkeit zur Selbsterkenntnis nimmt ab. Ich weiß nicht, warum das so ist, aber man beobachtet das auch bei anderen Menschen stark. Man versucht, es zu verhindern, merkt aber trotzdem, dass der Zugriff nicht da ist, um vermeintlich Erkanntes auf die eigene Person anzuwenden. Das ist, glaube ich, wahrscheinlich sogar ein unmöglicher Schritt. Und das ist das, was Sebastian passiert und was an Romanfiguren generell interessant ist. Da bin ich nicht die Einzige, die damit immer wieder lustvoll arbeitet.*

Es gibt Romane, in denen Figuren mit dem Autor in Streitgespräche darüber geraten, weil sie ihren Figurenstatus erkannt haben. Das ist natürlich eine sehr

lustvolle Angelegenheit. Meine Figuren erkennen ihren Figurenstatus nicht und bleiben sozusagen im realistischen Menschsein, weil auch wir Menschen nicht in der Lage sind, unseren Figurenstatus zu erkennen, selbst wenn wir es versuchen. Ich glaube, das ist unmöglich. Selbst wenn man an Gott, den Schöpfer oder an was auch immer glaubt, wäre man trotzdem nicht in der Lage, sich als Figur in einem erdachten Spiel zu betrachten. Das ist uns einfach verwehrt.

MECKE: *Aber beide Figuren kommen ja am Ende zur Selbsterkenntnis: Oskar, der bekennt, dass er der Meister des ›Doublethink‹ ist, und Sebastian mit seinem Bekenntnis, dass er einfach nicht versteht, in welchen Bezügen er lebt.*

ZEH: Bloß, dass Sebastian ja auch noch lernen muss, was Oskar ihm anträgt. Oskar hat mit seinem Grundvorwurf an Sebastian nicht unrecht: Er wirft Sebastian vor, dass er eigentlich ein Scheinleben führt, ganz simpel in Bezug darauf, dass er mit ihm die wahre Beziehung hätte führen müssen und sich zum einen in die bürgerliche Ehe geflüchtet hat und zum anderen auch in die universitäre Existenz und in sein Fachgebiet. Er bezichtigt ihn eines ultimativen Weglaufens vor dem, was ihm eigentlich bestimmt war, in eine Parallelwelt. Das will er ihm beibringen. Und das tut er auch, er schafft es auch.

MECKE: *Genau das meinte ich: Er erlangt diese Selbsterkenntnis am Ende.*

ZEH: Ja, aber das ist keine Selbsterkenntnis in der Form, die Aura Heydenreich gemeint hatte, sondern in einem anderen Sinn. Man kann seine eigenen Handlungen schon selbst moralisch beurteilen – und das gelingt den Figuren am Ende des Romans zumindest teilweise. Eine Selbsterkenntnis in der Form, über die wir gerade gesprochen haben, bezieht sich aber mehr auf die Frage: Was bin ich? Was ist der Mensch? In was für einer Beziehung stehe ich tatsächlich zum Geschehen, zur Welt, zu dem, was mich umgibt, zu einem eventuellen Schöpfer? Könnte mich jemand erdacht haben? Ist meine Existenz real oder fiktiv? Das sind, glaube ich, Fragen, die wir nicht beantworten können.

MECKE: *Aber Sebastian kommt doch zu dem Punkt, an dem er selbst sagt ›Was ich bin, weiß ich nicht.‹*

ZEH: Genau. Wenn man sagt: Selbsterkenntnis ist, dass ich nichts wissen kann, dann ja. Aber dann ist ja die Negation der Selbsterkenntnis die Selbsterkenntnis.

HEYDENREICH: *Zumindest das!*

ZEH: Ja, ›ich weiß, dass ich nichts weiß!‹ Hm ... traurig! War auch anders gemeint vom Schöpfer dieser Welt ...

HEYDENREICH: *Der Versuch gibt nicht nur Auskunft über das Experimentalobjekt sondern auch über den Experimentator. Man hat das Gefühl, dass Oskar, obwohl er Sebastian versucht zu beweisen, dass es keine Paralleluniversen gibt, sich geradezu ein solches wünscht, eines, in dem er als Partner der Familie vorgezogen wird. Indem*

Oskar Sebastian die Flucht anbietet, stellt er ihm einen parallelen Lebensentwurf vor. Man kann sich die Frage stellen, ob er ihn damit zu einer Entscheidung zwingen will oder ihm die Alternative anbietet, von der er ihn durch den Versuch eigentlich abbringen wollte.

KÖBNER: *Im Prinzip kriert Oskar dann wieder eine Parallelwelt und macht genau das, was er Sebastian ankreidet?*

ZEH: Ja, im Prinzip ja. Das ist auch das, was ihm dann am Ende vorgeführt werden muss, damit er versteht, worin seine Schuld besteht. Die Schuld, die Oskar letztlich am Ende auf sich nehmen kann, ist noch nicht mal nur die, moralisch falsch gehandelt zu haben, indem er eine Entführung inszenierte und dadurch Leute ins Unglück stürzte. Die Schuld ist eigentlich die, einen Denkfehler begangen zu haben. Und der Denkfehler besteht eben darin, dass er zum Schöpfer eines Paralleluniversums geworden ist, obwohl er genau das Sebastian immer vorgeworfen hat. Da beißen sich mehrere Katzen in den Schwanz.

KÖBNER: *Weisen diese Unsicherheiten, die es beim Lesen immer wieder gibt – etwa: Ist das Kind jetzt entführt oder nicht? Wer ist Täter, wer ist Opfer? Was ist gut, was ist schlecht? – strukturell auf Parallelwelten hin oder interpretiere das nur ich da hinein?*

ZEH: Gedacht habe ich das nicht so, sondern das dreht sich alles eigentlich immer um die Frage: Gibt es für Menschen überhaupt etwas Entscheidbares? Können wir überhaupt im zwischen richtig und falsch entscheiden? Oder sind das immer nur individuelle Setzungen? Schon die Frage, ob das Kind entführt wurde oder nicht, ist eine, die man natürlich gemeinhin als beantwortbar definieren muss, sonst wären wir nicht mehr lebensfähig, wenn wir das nicht mit einem klaren, für alle gültigen Ja und Nein beantworten könnten. Aber das ganze Buch spielt damit, selbst solche simplen Fragen immer wieder zu hinterfragen. Ist nicht auch das nur eine Perspektive, ob das Kind entführt worden ist oder nicht? Aus der Sicht des einen sieht es eindeutig so aus, aus der Sicht von jemand anderen möglicherweise nicht. Und dann, wie vorhin schon gesagt, stellt sich immer wieder diese Frage der Verantwortung: Wenn wir nicht wissen, wovon wir ausgehen, wie können wir dann daraus ableiten, wie wir handeln sollen? Ist das nicht in sich ein Problem, über das komischerweise nicht so viel nachgedacht worden ist in den letzten Jahrzehnten, obwohl sich das ja eigentlich ziemlich aufdrängt?

HEYDENREICH: *Wahrscheinlich wird nicht darüber gesprochen, weil so viel radikal infrage gestellt wird. Wie geht man denn zum Beispiel im juristischen Bereich damit um? Wird da nicht auch so viel angezweifelt, dass es am Ende nicht mehr möglich ist, so objektiv, wie viele sich das wünschen, zu urteilen?*

ZEH: Ja. Das Schöne ist aber doch, dass man bei einer Branche wie der Juristerei einfach sagen kann: Wir brauchen die. Zum Beispiel wird von der Rechtswissenschaft ja sehr weitverbreitet erwartet, dass sie Gerechtigkeit herstellt. Das ist das, was Menschen erwarten. Das setzt schon voraus, dass es so etwas wie Gerechtigkeit überhaupt gibt. Das wiederum setzt voraus, dass es doch einen objektiven Maßstab von ›richtig‹ und ›falsch‹ gibt, weil es ohne den keine Gerechtigkeit gäbe.

Und wenn man so über die Welt denkt und darüber auch nicht gesprochen wird und das auch nicht infrage gestellt wird, dann entstehen natürlich die ganze Zeit Enttäuschungen. Ich glaube, dass gerade das Recht das gar nicht nötig hat, sich mit so einem Anspruch zu wappnen. Man kann einfach sagen: Das ist eine Instanz, in der geht es nicht objektiv um Gerechtigkeit, sondern es geht darum, Zusammenleben gewaltfrei zu regulieren. Und das ist eine völlig pragmatische Aufgabe, die wir innerhalb einer Gesellschaft brauchen, und man kann erklären, wie die funktioniert. Das wäre mir eigentlich lieber. Ich glaube auch, dass das eine viel versöhnendere Wirkung hätte.

Mich hat in diesem Zusammenhang ein eigenes Erlebnis überrascht: Ich hatte einmal ein Seminar mit Studenten, in dem haben wir auch über die Frage geredet, was Moral mit Recht zu tun hat, was für Erkenntnismöglichkeiten es eigentlich vor Gericht gibt, denn auch der Richter muss die Wahrheit herausfinden. Bevor er ein Urteil spricht wird ein Tatbestand festgestellt, durch Zeugenaussagen. Das, was im Krimi die Polizei gemacht hat, ist nur die Vorarbeit für das, was der Richter hinterher dann im Prozess als Grundlage für sein Urteil bekommt, und da stellt sich diese Frage noch viel intensiver als auf Ermittlungsebene: Was für eine Wahrheit ist das jetzt eigentlich, über die da geurteilt wird? Und über all sowas haben wir gesprochen. Ich habe versucht zu erklären, dass der Richter, der da sitzt, letztlich ein Gefühlsurteil trifft – das ist meiner Meinung nach so. Das hat die Studenten aber zutiefst geschockt. Wir haben dann über die Frage geredet, warum das schockierend ist, und aus der gesamten Studentengruppe kam unisono: Ihnen wäre es eigentlich lieber, wenn sie selbst vor Gericht angeklagt werden, von einem Computer verurteilt zu werden. Sie wollten eine Maschine, in die man erst Gesetze, dann einen Tatbestand reinfüttert und dann die Strafe berechnet. Das ist die Gerechtigkeitsvision, die diese Studenten hatten! Das Menschliche wird als Willkür empfunden und deswegen verdächtig. Die Idee, dass ein Richter mehr ist als einfach nur ein Gesetzes-Computer, fanden sie total gruselig.

HEYDENREICH: *Dann haben sie auch die Idee des Gesetzes wahrscheinlich verkannt. Das ist ja auch nicht das Objektive, was man da in den Computer reinfüttern und was angeblich objektive Ergebnisse liefern würde.*

ZEH: Natürlich nicht, das sind Wörter! Und nichts ist vielschichtiger als das. Das ist das, was Leute denken. Und deswegen, glaube ich, wäre es schon ganz gut,

diesen Diskurs vielleicht doch mal zu führen. Natürlich ist der jetzt nicht tauglich, in aller Komplexität verhandelt zu werden, aber es geht letztlich immer um Mentalitäten und um Weltsichten. Und ich glaube, dass es uns eigentlich guttun würde, wenn wir uns mal trauen würden, ein bisschen loszulassen. Wir sind immer noch in dem Gefühl gefangen, wir müssten unsere Institutionen, unsere Weltbilder schützen durch diesen Objektivitätsmantel, durch die Behauptung, es gäbe etwas in Stein Gehauenes, auf das wir uns stützen können. Seit Gott ein bisschen an Kraft verloren hat, muss man umso mehr daran festhalten. Vielleicht will auch deswegen keiner so richtig wissen, was die Physik eigentlich macht.

MECKE: Ist die Physik daran schuld? Ist es eine moralische Konsequenz eines physikalischen, objektiven Weltbildes, das dann auf eine Automaten-Gerechtigkeit Wert gelegt wird? Oder das alles angeblich aus fundamentalen Prozessen deterministisch ableitbar ist?

ZEH: Das ist nicht Schuld, aber das zeigt, dass die Physik der Sehnsuchtsort geworden ist. ›Physik‹ ist zu kurz gegriffen, sagen wir einfach: ›die Naturwissenschaft‹. Man könnte auch ›Mathematik‹ sagen. Dass das für viele Leute, glaube ich, inzwischen der Sehnsuchtsort geworden ist. Sie haben Schwierigkeiten damit, wenn man ihnen sagt: Der Himmel ist leer, da sitzt kein Schöpfer. Von wem kommen dann bitte die Regeln, an die wir uns halten sollen? Dass das etwas individuell Ausgehandeltes ist, das ist schwer zu ertragen. Dann hofft man eben, dass es irgendwo anders doch dieses Regelwerk gibt, und da richtet sich – nicht so sehr bewusst, vielleicht mehr instinktiv – schon eine gewisse Hoffnung an die Naturwissenschaft. Generell neigt unser Weltbild ja dazu, sehr naturwissenschaftlich zu werden. Da ist auch die Medizin, in die in den letzten Jahrzehnten zunehmend ungeheure, sinnstiftende, heilstiftende Kräfte hineinprojiziert werden. Das alles hängt zusammen. Wogegen ich grundsätzlich nichts habe. Nur hat die Physik es bislang einfach nicht geschafft, darauf zu antworten. Und ich weiß nicht, ob man sie nicht antworten lässt oder ob die Physiker – also Sie und ihre Kollegen – das nicht können.

Die Relevanz der kulturellen Wahrnehmung physikalischer Forschung

MECKE: Was würden Sie sich denn wünschen?

ZEH: Ich würde mir wünschen, dass Physiker sich erklären. Ich würde es mir wünschen, dass in großen Tageszeitungen Essays erscheinen, die von Physikern geschrieben sind. Ich gehe mal einfach davon aus, dass, genauso wie ein Jurist sich vor seinem juristischen Hintergrund über die Welt Gedanken macht, sich

wahrscheinlich auch ein Physiker vor seinem physikalischen Hintergrund über die Welt Gedanken macht. Ein Jurist denkt ja auch nicht nur über Erlaubnistatbestandsirrtümer nach, die wieder nicht vermittelbar sind, sondern der denkt ja auch über Größeres nach, zum Beispiel: Was ist Recht? – Was ist Gerechtigkeit? Fragen, die dann doch wieder allgemein verständlich sind, und da hat ja bestimmt auch jeder Physiker Themen, die ihn bewegen, und die müssten eigentlich benannt werden, das müsste existent werden, und es ist schade, dass das so nicht ist. In diese Richtung gibt es ganz wenig.

MECKE: *Tja. Ich weiß nicht, woran es liegt.*

HEYDENREICH: *Aber auch dieses Bild, das auf die Naturwissenschaften projiziert wird, ist eine starke Verkennung der Naturwissenschaften. Denn auch die Naturwissenschaften erstellen Theorien, die ein begrenztes Erklärungspotential haben. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse sind exakter, man kann Modelle mathematisch berechnen und experimentell verifizieren oder falsifizieren. Die physikalische Erkenntnis ist nicht nur das Ergebnis des individuellen oder gesellschaftlichen Aushandelns, sie ist klar etwas anderes, aber trotzdem sind die Theorien nicht uneingeschränkt gültig. Und sich dann von ihnen diese regulatorische Sicherheit zu erhoffen, ist eine Verkennung. Andererseits entspricht das Bild, das manche Naturwissenschaften von sich nach außen transportieren, diesem Machbarkeitsimage. Da ist Vorsicht geboten!*

ZEH: Ich kenne das auch. Neurobiologen behaupten, sie würden demnächst erklären, was Liebe ist, oder sie würden beweisen, dass es keinen freien Willen gibt. Wenn man allein diese Versuche, in denen das bewiesen wird, mal durchdenkt, merkt man, dass dahinter eine unglaubliche Verkennung dessen steckt, was ›Wille‹ überhaupt ist. Sie nehmen sich zum Teil Begriffe vor, die hundertprozentig Verhandlungsbasis zwischen den Menschen sind und auch nie etwas Festgefügtes sein werden oder sein können, sondern immer ›Wolken‹, in denen wir uns irgendwie begegnen. Sie legen diese Begriffe aber auf den Tisch, wie Untersuchungsgegenstände, und sagen: So, und das wird jetzt analysiert. Das steht in Zeitungen! Seit es damit losging, mit ›Es gibt keinen freien Willen mehr, die Neurobiologie hat das bewiesen‹, ist es seit Jahren das Gleiche: Talkshows, Essays und so weiter! Das findet statt. Und das finde ich erstens schade und zweitens ungesund. Wir sind immer darauf angewiesen, ein Menschenbild zu haben, mit dem wir uns wohlfühlen können. Ich glaube, dass wir da gerade so ein bisschen kranken, dass wir es uns gerade ein bisschen erschweren – in politischer Hinsicht auf einem ganz anderen Terrain, aber auch in einer existentiellen Hinsicht –, ein Menschenbild zu finden, mit dem wir irgendwie einverstanden sein können. Dieses Menschenbild, was da generiert wird, von dieser Welterklärungs- naturwissenschaft, ist, glaube ich, nicht gesund.

MECKE: *Aber das ist nicht die Naturwissenschaft, die dieses Welterklärungsbestreben hervorbringt. Das ist das Feuilleton!*

ZEH: Ja, das ist das Feuilleton. Natürlich. Deshalb habe ich ja auch gesagt, das hat nichts mit Schuld zu tun! Das ist Rezeption. Und deswegen ist für mich die Frage auch unbeantwortet, warum jetzt zum Beispiel Physik im Feuilleton nicht stattfindet. Liegt das daran, dass das Feuilleton das nicht möchte? Neurobiologie ist auch ein schwieriges Fach und trotzdem wird das populärwissenschaftlich in alle Richtungen plattgewalzt und veröffentlicht.

MECKE: *Wobei das nur unter dem Aspekt von Freiheit und im juristischen Sinne von Schuld gemacht wird. Die Neurobiologie aber, die sich beispielsweise mit Sinneswahrnehmung beschäftigt, wird überhaupt nicht wahrgenommen. So etwas wird immer nur im Feuilleton diskutiert, wenn es scheinbar um menschliche Themen geht.*

ZEH: Das ist ja auch verständlich, ich würde jetzt auch nicht vom Feuilleton erwarten, dass es wirklich haargenau durchdringt, was am CERN gemacht wird.

MECKE: *Die Reaktion von Physikern – also meine eigene Reaktion zum Beispiel, wenn ich sehe, was im Feuilleton verhandelt wird – ist, dass das nichts mit mir oder meinem Beruf zu tun hat. Und wenn mal etwas über Physik geschrieben wird, dann nur im Zusammenhang mit einem Atomunfall in Japan oder einem Lebensmittelskandal in Europa. Das erscheint dann im Feuilleton unter ›Wissenschaft‹. Dass sich da kaum ein Wissenschaftler damit identifizieren kann, ist letztlich nachzuvollziehen.*

ZEH: Das prägt eben das öffentliche Image sehr stark. Es war ja schon frappierend zu sehen, als der Teilchenbeschleuniger ans Netz gehen sollte, dass die Leute dachten, dass da jetzt ein ›Schwarzes Loch‹ unter Europa entsteht. Das ist doch schon sehr, sehr erschreckend, wie die Physik gesehen wird. Als Hexenwerk!

Romankonzeption und Zufall

HEYDENREICH: *Vielleicht noch einmal zurück zu Ihrem Roman. Die Tragödie nimmt hier aufgrund eines Zufalls seinen Lauf. Aber Schilf glaubt nicht an den Zufall. Sebastian auch nicht. Sie glauben an verborgene Ursachen, die scheinbar Zufälliges verstehbar machen. Man könnte argumentieren, dass das Missverständnis ›Dabbling‹ nicht Zufall ist, sondern auf Sebastians Eifersucht beruht und seiner Unkenntnis der Literatur, insbesondere George Orwells 1984. Andererseits zeigt die Physik, vor allem die Quantenphysik, wie der Zufall in der Natur regiert, mit dramatischen Folgen. Hat die Physik mit der Entdeckung des Zufalls in der Welt das Erzählen von der Welt verändert?*

MECKE: *Der gesamte Romanplot basiert auf einem akustischen Missverständnis ...*

ZEH: Ja. Das ist eine radikale Setzung. Das muss man schlucken, das ist einfach so. Das Ganze steht, wie eine umgedrehte Pyramide, auf einer Bagatelle. Ich habe auch darüber nachgedacht, ob ich das mit mir selbst vereinbaren kann. Von dem her, was das darstellt, kann ich das total, weil ich sogar fest daran glaube, dass ganz große, wichtige, sogar menscheitsgeschichtliche Fragen von Bagatellen abhängen. Von mir aus auch von akustischen Missverständnissen oder von der Laune von jemandem. Ich glaube, dass das Menschliche viel seltener von großen, durchdachten, planvollen, schicksalhaften, wie in der griechischen Tragödie dargestellten Kollisionen zwischen was auch immer tatsächlich gesteuert wird. Sondern es ist eher die Summe von Bagatellen und Kleinigkeiten. Deswegen habe ich persönlich mit dem, was da über die Welt gesagt wird, kein Problem. Ich glaube, dass das sogar realistisch ist in diesem Sinne. Aber für den Krimileser ist es natürlich ein Affront. Der Krimileser würde sagen: Ich verlange mehr Auflösung oder mehr Geheimnis von einem Plot! Aber in dieser Hinsicht habe ich beschlossen, diese Erwartung nicht zu erfüllen.

KÖBNER: *Man hat das Gefühl, dass man als Leser selbst Opfer eines Versuchs wurde. Dass man sich dieser Krimistruktur hingegeben hat und dann darüber hinaus vergessen hat, nach rechts und links zu schauen, und die anderen Ebenen nicht mitbekommen hat.*

ZEH: Das ist komischerweise bislang in wenigen Reaktionen aufgeschienen. Die wenigsten Leute, die mir gesagt haben, wie ihnen das Buch gefiel und was sie dachten, sind dem Krimi auf den Leim gegangen. Die wenigsten, komischerweise. Die meisten haben ziemlich schnell gemerkt, dass das kein Krimi ist, nicht erst bei der zweiten und dritten Lektüre, sondern eigentlich schon ziemlich schnell. Das hat eigentlich die wenigsten gestört, kritisiert wurden vor allen Dingen – und das kann ich, wie gesagt, gut verstehen – die Psychologien, die da stattfinden, die Motivationen: Warum verhalten sich die Leute so? Macht Oskar wirklich das, was er macht? Macht ein Mensch sowas? Konstruiert ein Mensch eine Scheinentführung eines Kindes, um einen ehemaligen Freund, Geliebten oder was auch immer über ein moralisches Faktum zu belehren? Diese Motivationen, die da am Werk sind, sind arg weit hergeholt – und das hat die Leser gestört. Das kann ich verstehen. Wenn man sehr psychologisch-naturalistisch liest, dann sträubt sich da innerlich was dagegen.

MECKE: *Warum diese langen, erklärenden Kapitelüberschriften, diese Textfragmente, die da herausgegriffen wurden?*

ZEH: Das ist eigentlich nur eine persönliche Autorvorliebe, das hat keine Botschaft. Ein Grund, warum es »Schilf« auch als Roman gibt, ist, dass es eine relativ lange, mehrjährige Vorgeschichte dieser auktorialen Erzählperspektive gibt, in

der der Roman verfasst ist, dieser Vogelperspektive. In der Zeit, in der ich angefangen habe am Literaturinstitut zu studieren, mich wirklich professionell mit Literatur auseinanderzusetzen, gab es in Deutschland eine totale Abneigung gegen auktoriale Erzählungen. Uns wurde da gesagt: Das ist veraltet. So erzählt man heute nicht mehr. Das entspricht nicht unserem Weltbild.

Es gab nur noch Ich-Erzählungen oder Personalerzählungen, aber nicht mehr diese Sicht von oben. Und ich habe immer eher Literatur aus dem neunzehnten Jahrhundert gelesen oder aus der Jahrhundertwende und meine ganzen Lieblingsautoren haben auktorial erzählt. Für mich war das einfach die Königsperspektive. Und ich habe mich stark dagegen gewehrt, dass das jetzt nicht mehr gehen soll. »Spieltrieb« ist auch schon das Ergebnis des Versuchs gewesen, wieder zeitgemäß auktorial zu erzählen. Und das ist eine auktoriale Erzählung! Auch da gibt es schon Kapitelüberschriften, die eine liebevolle Referenz sind zu Autoren wie Robert Musil oder wem auch immer. Auch dort ist es ein Gestus des auktorialen Erzählers, ein Kapitel mit einer kleinen Zusammenfassung anzukündigen, weil das eben etwas ist, was der auktoriale Erzähler schlicht kann – und deswegen auch macht.

MECKE: *Ich hatte die Assoziation zum wissenschaftlichen Bericht, in dem vorher eine Zusammenfassung mit den wichtigsten Schlagworten gegeben wird.*

ZEH: Ja, das ist auch eine Idee! Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Nein, das ist wirklich eine Verehrungsgeste gegenüber dem eigentlichen auktorialen Erzähler.

HEYDENREICH: *Das mit dem wissenschaftlichen Bericht stimmt dann doch nicht ganz, weil dort im wissenschaftlichen Abstract nur das genannt wird, was wirklich wichtig ist, während in »Schilf« spielerisch zum Beispiel heißt: »Ein Zeuge, auf den es nicht ankommt«. (S, 243)*

ZEH: Ja! Und irgendwie dann aber auch doch ...

HEYDENREICH: *Aber das ist tatsächlich eine wichtige Frage, mit der ich mich auch als Literaturwissenschaftlerin beschäftige, wenn ich die wissenschaftshistorischen Hintergründe der physikalischen Theorien beleuchten möchte, die in den Romanen poetisch verarbeitet werden, um neue Interpretationsperspektiven zu erschließen.*

ZEH: Zumal man auch noch nicht mal weiß, was der Autor gewusst hat und was nicht. Man weiß noch nicht mal, auf welches Niveau man sich jetzt begeben muss, wenn man versucht, es zu verstehen. Denn es gibt Autoren, die würden so ein Buch mit einem unglaublichen Recheraufwand schreiben. Die hätten zwanzigtausend Fachbücher gelesen und an 20 Konferenzen teilgenommen. Und es gibt Leute, die würden noch nicht mal bei Klaus Mecke anrufen, sondern sagen: Ist mir doch egal! Ich bin Autor! Ich bin Beobachter!

Zwischen diesen beiden Polen, in dieser Grauzone, ist alles möglich. Und deswegen weiß man noch nicht mal, auf welchem Niveau man recherchieren muss. Aber man lebt doch eigentlich auch ganz gut damit. Es gibt einem auch eine gewisse Freiheit, einfach selbst zu gucken, wo man sich wohlfühlt. Wie viel muss ich wissen, um verstehen zu können?

HEYDENREICH: *Eine schöne Frage, die neue Denkhorizonte eröffnet ... Liebe Frau Zeh, wir bedanken uns ganz herzlich für das Gespräch!*

Zur Autorin

Juli Zeh ist der Öffentlichkeit nicht nur als Autorin von Bestsellern wie den Romanen »Spieltrieb« (2004) und »Schilf« (2007) bekannt, sondern auch als publizistische Streiterin zu gesellschaftlichen Fragen – in letzter Zeit zum Beispiel gegen den Überwachungsstaat und die Ausspähungen durch Geheimdienste. Ein Engagement gegen offensichtliche Rechtsbrüche, das nicht von ungefähr kommt. Denn Juli Zeh ist nicht auch zuletzt promovierte Juristin. 1974 in Bonn geboren, studiert sie ab 1993 Jura, zunächst in Passau, dann in Leipzig, wo sie 1998 ihr Erstes, 2003 ihr Zweites Staatsexamen ablegt.

Parallel dazu nimmt Zeh 1996 ein Studium am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig auf, das sie 2000 mit einem Diplom abschließt. Kurz darauf wird 2001 ihr erster Roman »Adler und Engel« veröffentlicht. Seither sind zahlreiche Bücher von Zeh erschienen – Reiseerzählungen und Romane ebenso wie Essaybände und Theaterstücke, Kinderbücher ebenso wie politische Stellungnahmen. Ihr Werk ist mittlerweile in 35 Sprachen übersetzt worden. Zuletzt veröffentlicht sie den Essayband »Nachts sind das Tiere« (2014).

Zitierte Literatur

Schilf. Roman. Frankfurt a. M.: Schöffling, 2007 • *Spieltrieb. Roman.* Frankfurt a. M.: Schöffling, ¹2004 • Hoch, Jenny: »Schriftstellerin Juli Zeh: ›Ich verstehe, dass mein Stil viele nervt‹«. <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/schriftstellerin-juli-zeh-ich-verstehe-dass-mein-stil-viele-nervt-a-511197.html>. Interview: SPIEGEL ONLINE, 13. Oktober 2007 (17. März 2015).

Über ihren Roman »Schilf« sprachen mit Juli Zeh der Physiker Klaus Mecke, die Literaturwissenschaftlerin Aura Heydenreich und die Studentin Miri Köbner aus dem interdisziplinären Erlanger Masterstudiengang »Ethik der Textkulturen«. Das Gespräch wurde am 7. März 2013 in Erlangen geführt.